Die Neue Welt

Nr. 36 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1911

Die Wirtin von Heiligenbronn.

Roman von Hermann Stegemann.

(Fortsetzung.)

Allmählich erzählte die Tochter dem Vater von Heiligenbronn und von dem Badhotel Krantz. Mehr und mehreres, Abend für Abend, auch wohl Altes noch einmal und doch nie das gleiche, und er saß und rauchte und hielt die Augen fest auf sie geheftet, und sein Schweigen war Aufmerksamkeit und Nachdenken.

Die Frau aber erzählte nicht nur, sondern pflügte dabei auch in ihrem Gedächtnis und säete neue Gedanken, ohne daß dies ihr Plan gewesen wäre. In der klaren stillen Luft des Hochtals sah sie manches schärfer und größer, und wenn sie anfangs mit einem Zucken der Lippen von Heiligenbronn berichtet hatte, in dem ein verächtlicher Spott zitterte, so löste sich dieser allgemach zu einem nachsichtigen Lächeln, und der Vater ließ wohl zuweilen ein trockenes Lachen hören, wenn sie erzählte von dem neidigen Volk, das sich selbst im Lichte stand und im Winter die Taler zerschlug, die es im Sommer aus den Taschen der Fremden geschüttelt hatte. Als Therese von den Matten und Waldbeständen berichtete, die noch zum Besitz der Markwalder gehörten von der Frauenseite her, da brach auch der Strohecker das Schweigen und wurde zum Frager, und als er von den Kühen und Gäulen hörte, da löste es ihm die Pfeife aus dem Munde, und er sorgte sich, ob der alte Wilhelm wohl alles recht im Stand hielte in Heiligenbronn.

„Ein Bähnlein, das fehlt Euch," urteilte er eines Abends.

Marie Therese lachte.

„Wenn wir's ihnen bauen, ja! Sie selber bauen's nicht und die Regierung noch weniger. Der Amtmann käm' um die Wahlchaise."

Aber der Gedanke flackerte über ihren Plänen wie ein Irrlicht.

„Nein, ich seh keinen Vorteil darin für das Badhotel," sagte sie später einmal. „Wir holen uns unsere Gäste mit dem Omnibus und dem Landauer. Und denen, die Roß und Wagen halten im Dorf und damit an die Station fahren, zahl' ich schon seit drei Jahren eine Mark für jeden Gast, den sie uns bringen."

Da erwiderte der Strohecker langsam:

„Du redest frank fürs Eigene wie eine rechte Frau. Säßest Du als Mann im Rat, so hättest Du Deine Not, den eigenen Vorteil mit dem allgemeinen Vorteil zu vergleichen. Bringt die Bahn dem Badhotel keinen Nutzen, so hilft sie dem Ort."

„Ich bin kein Mann," versetzte die Frau herb. „Ich denk auch für keinen."

Und es wurde still in der Stube. In der Küche warf die Gretherin den Brotteig, draußen rauschte die Hozze. Der Schein der kleinen Lampe, die vom Deckbalken an einem Hirschhorn herabhing, schaukelte über ihren Köpfen. Das Theresle schlief in der Kammer unter dem Giebel.

An der Löcknitz.

Der Strohecker klopfte die Pfeifenasche in die Hand und stand auf. Es war Schlafenszeit, das Kirchenglöcklein zitterte durch die klare Nacht.

Lange noch stand Therese Markwalder am Fenster, das offen blieb, wenn der Laden vorlag. Sie hatte ihn schließen wollen, aber die Hand versagte sich ihren Gedanken, und die Winternacht glitzerte herein und strich über ihr Gesicht. Der Mond war wieder emporgeschwebt und rollte voll und rund über die Wipfel des Hozzenwaldes. Blaue Lichtlein und kristallne Funken sprangen aus dem Schnee und flimmerten auf dem Dächlein vor Theresens Fenster. Und da hob sich plötzlich ihr Herz und wuchs und füllte ihr die Brust und stieg zum Munde, und als sie die Lippen zusammenpreßte, und die Zähne verbiß, um ihm den Weg zu sperren, da schwoll es inwendig bis zu den Augen und lief in klaren Tropfen aus ihren Wimpern, die im Mondlicht glänzten wie der gefrorene Schnee. Keine Schwäche, kein Verzagen meisterte sie, in ihren Gedanken und in ihren Händen klopfte die alte Luft, und sie hörte dankbar den Atem ihres Kindes gehen. Das war gewesen, als das Theresle schon wieder runde Backen hatte. Zwei Tage bevor sie die Reise ins Unterland antreten sollten, war Franz Strohecker mit sich einig geworden, das Wort auszusprechen, das ihm seit jener Nacht im Munde lag, und als Marie Therese an diesem Tage einen Brief aus Taormina empfing, der kurz und kühl von dem Stand des Geschäftes und dem Befinden Niklas Markwalders berichtete, da sagte der Vater in der grauen Stunde vor der Nacht, die zu keiner Arbeit taugt: „Komm herüber."

Er ging in seine Schlafkammer. Marie Therese übergab der Gretherin das Kind und folgte ihm. Er lehnte an dem breiten Bett, in dem er seit dem Tode der Mutter allein schlief.

„Ich weiß nicht, ob's Dir recht ist, und ich will nur gefragt haben, wenn's Dir recht ist. Aber das ich Dir's sage, Theresle, Du hast mir mit tausend Worten, die ich Dir dank, vom Hotel Markwalder und Dir geredet, aber mit keinem von Deinem Mann."

„Vater, mir ist, als hätt ich von ihm berichtet, wie er sich zu allem gestellt hat im Geschäft. Und daß er ein eifriger Wirt ist."

„Du weist auf einen Weg, den ich nicht gehen will, Theresle. Vom Hotelier Markwalder, der Dir heute den Brief geschrieben hat und einen Winter fortbleiben mag, ohne daß es ihn nach Euch und Euch nach ihm verlangt, von dem hast Du mir berichtet. Aber von Deinem Ehewirt weiß ich nichts. Ich kenn das Wetter an den Zeichen am Himmel, ob's so oder anders kommt, und ich hab Dir aus den Augen gelesen, daß Dir mehr fehlt als der Bub, von dem wir einand geschrieben haben.

Es liegt etwas auf dem Grund Eurer Ehe, Theresle, das wirft Blasen und vergiftet die Teufe und macht den Spiegel blind. Ich dreh das Wort zehnmal im Maul, aber hier will ich reden wie ein Advokat, wie ein Pfaff, bis ich weiß, wo's fehlt. Red oder heiß mich schweigen, aber steh mir grad in dem Weg. Du bist immer noch dem Strohecker sein Kind!"

Es war die längste Rede gewesen, die er je gehalten, und wie er vor ihr stand, grad und rank in den schweren Schuhen, die Schatten des Abends im bärtigen Gesicht, als ein Eigener, da schrie und schlug ein wilder Ruf, ein rasendes Heimverlangen in ihrer Brust, da brach's heraus in einem leidenschaftlichen Weh, ungelebtes Leben und niedergekämpfter Schmerz, da warf Marie Therese die Arme um seinen Hals wie in ihrem ganzen Leben noch nicht, und es war eine Glocke in ihrer Stimme als sie rief: „Ja, Vater, immer und ewig dem Strohecker sein Kind!"

Und er hielt ihren zuckenden Leib fest umfaßt und fühlte, wie wahr er gesprochen, als er sie ein stolzes Herrenweib geheißen.

„Wenn eins wie Du ums Tränenwasser ranken muß, so ist's Zeit, daß es redet. Aber wir sind nicht mehr allein in der Hütte, spar's auf die Nacht."

Er ging, und es würgte ihn, daß das Theresle ihm so fremd und frei wie eine Komödienspielerin um den Hals gefallen war. Er schämte sich, daß er solches erzweckt hatte, und er ahnte jetzt, daß nicht nur ihr Kleid und ihr Leib ein anderer geworden war, sondern daß sie auch inwendig etwas abgetan hatte von dem einfältigen, kargen, hornhäutigen Hozzentälerkind, und er sagte sich, daß sie ihm in demselben Augenblick ein fremdes, neues Wesen offenbart hatte, indem sie sich trotzig und treu als sein, als des Strohecker Kind bekannte.

Das Theresle schlief, die Gretherin geschäftete in der Küche, da gingen sie selbander in den weißen Winterabend. Am Himmel liefen Wolkenwellen, eine hinter der anderen, weiß mit goldig glänzenden Kämmen, und der Hozzenberg hielt einen rosenroten Schein fest, der glomm noch an seinem kühnsten Grat, als die Nacht schon lange gekommen war.

„Es wird wieder wärmer," sagte der Strohecker und stampfte den klumpigen Schnee von den Sohlen.

So gingen sie die Straße und am „Adler" vorbei und zur Kirche hinauf. Und da erzählte Marie Therese von ihrer kalten Ehe, erzählte bis an den Tod des Joseph Markwalder und schwieg von diesem, erzählte dann von dem guten Vertrag, in dem sie miteinander stünden und schwieg plötzlich ganz.

Sie waren um die Kirche und um den Gottesacker herumgegangen, so oft, daß der Tabaksgeruch aus der Weichselpfeife des Strohecker ihnen schon entgegenkam, wenn sie wieder einmal um den Glockenturm bogen.

„Ja, erzählt ist's schwer, das merk ich wohl. Aber wenn er sagt, Du regierst zu viel, so weiß ich eins, daß das von Kindsbeinen an geübt hat. Begehr nicht auf, Theresle, ich schlag mich selbst ans Ohr, denn Du hast's von mir! Aber ich bin ein Mannsbild und Du bist ein Frauenzimmer und hast Dir selbst einen Herrn gesetzt."

„Soll ich drum von meinem Willen und meinem Schaffen abhacken und mich für minder halten, weil ich am End zu viel Platz brauch in unserem Zusammenleben?" stieß die Frau trotzig hervor.

„Ja!"

Hart und grob fuhr das Wort wie ein Keil in ihre Rede. Der Vater stand still, und mit der Faust, die durch die Luft hieb, bekräftigte er dieses Ja, als hielt er die Axt und schlüge den eisernen Keil in den verwachsenen Stamm, daß der Knorren knirschend zersprang.

Da lachte die Tochter wild.

„Dann lieber allein sein oder ins Grab!"

Ein weißer Schein hing noch zwischen den Wänden des Tales, und der Strohecker wies langsam auf ein eisernes Kreuzgestell, und als sie ein paar Schritte darauf zu taten, knirschten unter ihren Füßen ausgeworfene und zusammengescharrte Knöchlein, die mit dem nächsten Totenbaum wieder in die schwarze Erde gefüllt wurden zur unendlichen Kehr von Bein und Grund und Grund und Bein.

„Ich bin allein, Theresle, und die Mutter ist in den Schoß ihrer Mutter und auf die Lade ihres Vaters zu ruhen gekommen. Ich wünsch Dir dies und das Alleinsein nicht, denn es wär schad um Dich. Aber den Mann trag, laß ihm die Ehr, daß er regiert! Es ist so die Ordnung. Tut er Deinen Willen, ohne daß er's merkt oder daß er meint, es käm aus seinem eigenen Hirn, so hast auch Du regiert. Aber bedenk, daß es besser ist, ihr vermöget weniger zusammen, als Du allein vermagst, und Du ehrst damit Deinem Theresle und denen, die noch kommen, den Vater."

Die Tochter legte die Hände um die eisernen Rosen, die aus den Kreuzarmen des Grabhügels wuchsen und achtete das Brennen auf der Haut nicht und entgegnete leise: „Ihr seid ein wohlmeinender Prädikant, Vater. Aber glaubt mir, ich habe dem Niklas alles gegeben, was ich hab.

Ein langes Wunder.

Ein langes Wunder ist ein Tag,
Wenn er im Glück uns leuchten mag;
Allein noch länger ist die Nacht,
Die man in Schmerz und Leid durchwacht.

Doch wenn am Tag das Glück uns lacht,
Und Liebe uns versüßt die Nacht,
dann ist das Leben Seligkeit
Und hier der Himmel schon bereit.

Robert Seidel.

Ich habe keinen Gedanken und keine Lust gehabt als ihn. Und wenn ich ihn allein gehabt hätte ohne Heiligenbronn, so hätt er mir nicht vom Regieren gesprochen. Sie haben's ihm eingeblasen. Er hat es mich fühlen lassen, daß ich aus einem Dienstlein seine Frau geworden bin, er hat mir das Vertrauen gekündigt, ohne das nichts wird und nichts wächst!"

„Auch das trägt sich leicht, wenn's aus seiner Eifersucht und seiner Schwachheit kommt. Und es wär zehntausendmal schlimmer, wenn eins wie Du das tät, eins mit einem harten Willen."

„Der Vater ist ihm ein guter Advokat," murmelte die Frau und trat tastend zurück auf den Weg.

Die Nacht war schwarz geworden. Im Dorf waren die gelben Lichtlein in Bewegung. Eines nach dem anderen grüßte jedes Haus mit der erleuchteten Stube in die Finsternis.

Still gingen die beiden den steilen Kirchweg hinab. Plötzlich murrte der Strohecker: „Ich bring's nicht zusammen, daß er Dir d a r ü b e r aus dem Bett gegangen ist!"

Da packte Marie Therese ihn krampfhaft am Arm und raunte ihm das letzte Wort ins Ohr, das was sie bislang verschwiegen hatte. Wie Joseph Markwalder unter ihrem Schlag gefallen sei, nicht mehr aufgestanden und was der Niklas dann gesagt habe und wie er darüber nicht hinweggekommen sei.

Sie waren stehen geblieben.

„Sagt der Vater nichts?" stieß die Tochter nach einer Weile hervor.

„Bericht noch einmal, bericht und steh zu jedem Wort! Hörst Du, Theresle, zu jedem Wort!"

Dabei hatte er sich gewendet, und ihre Schatten wuchsen ineinander noch innerhalb der Mauer, die um den Gottesacker lief. Die Frau hat langsam alles noch einmal erzählt, und jedes Wort war lauter und klar und keines ihr selbst zu lieb gesprochen.

Und als eine Weile vergangen war, reckte der Vater plötzlich die Hand und sagte: „Ich bin in der Nacht in Heiligenbronn neben ihm gesessen, und ich weiß, daß er wie fauler Zunder war, der Joseph Markwalder, und wär der Sohn nicht im Leib seiner Mutter gewachsen, so hätt ich Dir den Segen nicht gegeben und die Hochzeit nicht gerüstet. Ich hab's nicht gesehen, wie er gefallen ist und weiß nichts, als was Du mir berichtet hast. Aber, Gott verdamm mich, wenn ich nicht zu Dir steh in Deiner Not! Und daß Du's weißt, wär ich dabei gestanden und ich hätt gesehen, wie ein geiler Hund, der Dir seine Lüste nachgetragen hat von der ersten Stunde an, die Sohnesfrau vermehrt, ich hätte ihn, helf Gott, geschlagen mit dem Vorsatz, daß er verreck!"

So sprach der Strohecker, und seine Flüche klangen wie Eide und sein Zorn schmiedete jedes Wort, daß die Schlacke davonspritzte und sie durchsichtig erglühten, wie reines Erz.

„Und ich h a b's nicht aus Vorsatz getan, es ist ohne meinen Willen geschehen und er lebte noch, wenn ihn nur d i e s e r Schlag getroffen hätte, und es tut mir leid, daß ich ihn schlug." So antwortete ihm leise die Tochter.

Eine Stille folgte auf diese Worte. Als stünden sie mit angehaltenem Atem und erwarteten gelassen einen Einspruch des Himmels. Aber nur die Hozze rauschte, und beide hörten, daß der Bach die ersten Schmelzwasser wälzte, denn dumpfer als sonst donnerte er in der Ferne von den Flühen.

Sie gingen heimwärts durch den erweichten Schnee. Am Hofgatter blieb der Strohecker stehen.

„Ich geh nicht nach Heiligenbronn, denn dort steh ich fremd und mir selber fremd vor dem Niklas Markwalder. Du schreibst ihm, daß Du bei Deinem Vater bist und daß Du nicht heimfindest mit dem Kind, er hole Dich denn. Dann aber faß ich ihn an der Hüfte und Ihr gebet mir Sicherheit für den Buben."

Der Tochter war das Herz so weit und voll, floß das Blut so frei und stark, seit er den Richter gemacht und sie ledig gesprochen hatte aller Schuld, daß ihr jetzt der Schalk in den Nacken sprang und sie leise auflachte.

„Ei, Vater, mich dünkt, jetzt regieret I h r," spottete sie und drückte sich an ihn, wie ein Verliebtes tut.

„Und das Theresle, das lacht," entgegnete der Strohecker sanft.

„Und gibt sich drein," schloß die Frau hastig.

9.

Der Brief war nach Sizilien gegangen. Aber ehe noch Antwort kam, nahm Marie Therese Urlaub und fuhr stracks nach Heiligenbronn. Der Strohecker hatte nicht mit den Wimpern gezuckt und keine Flucht gefürchtet. Das Theresle blieb in Hozzenau.

In Heiligenbronn hub ein großes Staunen an, denn die Markwalderin stellte lange vor der Zeit Hilfen ein und ließ das Badhotel zur Eröffnung fertig machen, als begänne die Saison mit der Herrenfastnacht. Im „Lamm" spotteten sie darüber, aber es war Unruhe und Respekt in diesem Spott denn schon waren sie gewohnt, in dem, was die Frau aus dem Bad tat, etwas Besonderes zu sehen; und wer konnte, der raunte daheim seiner Hälfte ins Ohr, es gäbe ein frühes Jahr.

Der Förster trug das Echo dieser Aufregung in das Waldhaus. Elise ging eilends in das Badhotel, um die Freundin zu begrüßen, und fand eine geschäftige Frau, die schalkhaft jede Aufklärung verweigerte. (Fortsetzung folgt.)

Mittelalterliches Gesindewesen.

Von Alwin Adé.

Unter die „gasindi" zählte das ältere Mittelalter jeden, der in irgendeiner Weise zu einer persönlichen Dienstleistung verpflichtet war. Daher gehörten zum Gesinde nicht nur die landwirtschaftlichen, gewerblichen oder zu häuslichen Diensten herangezogenen Arbeiter und Arbeiterinnen der Fronhöfe, sondern auch die Ministerialen der Grundherren, die Marschälle, die Kämmerer, die Mundschenken usw. Während aber auf dem Lande die häusliche und gewerbliche Arbeit nebeneinander herlief, bis in die neueste Zeit hinein rechneten die auf den Gutshöfen beschäftigten Brauer, Wagner, Zimmerleute usw. zu dem Gesinde und waren auch zu jeder Art häuslicher Dienstleistung verpflichtet, trat in den aufkommenden Städten rasch eine scharfe Trennung zwischen häuslicher und gewerblicher Arbeit ein. Wie die gewerbliche, so wurde auch die häusliche Hilfsarbeit Dritter in den Städten bald eine auf freiem Vertrage beruhende Erwerbsquelle. Der Arbeitsvertrag der gewerblichen Arbeiter, der ja auf der gleichen rechtlichen Grundlage geruht hatte wie derjenige des Gesindes, dem auch die „Handwerksknechte" zählten zu demselben, wuchs sich später zu fest abgegrenzten Leistungen und Verpflichtungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer aus. Der Gesindevertrag dagegen blieb auf seinen ursprünglich unbestimmten und unbegrenzten Leistungen stehen. Das Gesinde hatte bedingungslos seine ganze Arbeitskraft herzugeben, für welche Verpflichtung und wann immer die Dienstherrschaft sie begehrte.

Auf Grund ihrer gemessenen Arbeitsverpflichtung entzogen sich die Handwerksgesellen im Laufe der Zeit der persönlichen Herrschaftsgewalt ihrer Meister. Das Gesinde aber blieb aus Mangel fest abgegrenzter Leistungen für immer unter der hausgewerblichen Gewalt und Vormundschaft. Tatsächlich unterschied sich auch die freie Gesindearbeit nur dadurch von der ländlichen Leibeigen- und Hörigkeitsarbeit, daß sie nicht dauernd, sondern auf bestimmte Fristen beschränkt war.

Die Rechtsverhältnisse des Gesindestandes werden frühzeitig in den alten Stadt- und Landordnungen festgelegt. Das Gesinde bekam für seine Dienstleistungen, einem jeweils abgeschlossenen Vertrage entsprechend, Kost und Wohnung, meist auch Kleidung und einen Geld- oder Naturallohn, dessen Höhe ursprünglich vollständig der freien Vereinbarung der Parteien überlassen war. Erst Ende des 15. Jahrhunderts kamen zuungunsten des Gesindes die Lohntaxen auf.

Die Dauer der Dienstverträge war je nach den Landesteilen verschieden. Jedenfalls durfte ein Dienstvertrag aber nicht auf Lebenszeit abgeschlossen werden. In einer Glosse zum Sachsenspiegel wird ein derartiger Vertrag zum Beispiel mit der Motivierung verboten, „denn wenn dies wäre, so wäre einem seine Freiheit unnütz". Die Dienstfristen waren für das Land durchschnittlich länger als für die Städte. So bestimmte die zu Königsberg im Jahre 1478 abgeschlossene Bauern- und Gesindeordnung für das preußische Ordensland ein Jahr als Minimum. Doch kommen gerade im Osten auch drei- bis vierjährige Dienstverträge im 15./16. Jahrhundert recht häufig vor. In den Städten schwankte die Dienstzeit zwischen einem Viertel- und einem ganzen Jahr. Die Basler Dienstbotenordnung vom Jahre 1685 setzt ein halbes Jahr als solche fest. Andererseits finden sich auch Verträge, die beiderseits jeden Tag gelöst werden können. Die Deutschherren zu Weinheim schlossen unter anderem im Jahre 1504 folgende Dienstverträge ab: „Die kochin Margareth von Moßbach gedingt fur 1½ Pf. 4 Schill. fur alle ding, schue, schlewer, leybath (Leinwand), alt conventrock, und soll im viertel jar dienen 13 wuchen und soll alle tag wandel haben," — „die feiste (dicke) Ann, kochin von Heydelberg, gedingt für 5½ Gulden fur all ding, und wir haben beyder seiten zil und wandel, welchs tags iglichs will."

Die Dienstverträge mußten beiderseits, wenn nicht wie bei den Deutschherren zu Weinheim anderweitige Bestimmungen getroffen worden waren, nach gesetzlichen Vorschriften aufgekündigt werden.

Der Dienstvertrag galt, wie dies ja auch heute noch der Fall ist, für vollzogen, sobald der Dienstsuchende vom Arbeitgeber ein sogenanntes Handgeld angenommen hatte. Dieses trug die verschiedensten Namen, im preußischen Ordenslande nannte man es den Gottespfennig, in Nürnberg den Leikauf, in Basel das Hafftgeld usw. Die Höhe des Gottespfennigs betrug zum Beispiel im preußischen Ordenslande im 15. Jahrhundert 1 bis 6 Schilling. In Nürnberg wird 1579 der Höchstbetrag des Leikaufes auf 72 resp. 84 Pf. festgesetzt. In Basel bestimmt der Rat 1685, da die Herrschaften das Hafftgeld ungebührlicherweise auf 2 Taler gesteigert, daß dieses in Zukunft nur noch einen halben Reichstaler betragen dürfe.

Mit der Annahme des Draufgeldes waren beide Parteien gebunden. Daher erklären die preußischen Dienstbotenordnungen von 1421 und 1482, daß, wer sein Gesinde, Knechte oder Mägde, ehe deren Miete ausging ohne triftige Ursache entließ, ihnen den vollen Lohn bis zum Vertragsablauf geben müsse; dem Dienstboten war nur unter außergewöhnlichen Umständen erlaubt, vor Ablauf der Vertragsfrist seinen Dienst zu verlassen. Als solcher galt im preußischen Ordenslande die Eheschließung. Der Dienstgeber hatte dann dem Gesinde zu jeder Frist die nachgesuchte Entlassung zu gewähren und für den schon abgedienten Zeitraum den vollen Lohn auszuzahlen. Falls die Eheschließung jedoch während der Ernte oder des Heuschlages stattfand, war der Dienstgeber von der Verpflichtung, den Arbeitnehmer ohne weiteres zu entlassen, entbunden. Nach der Verordnung von 1441 sollte die Heiratslustige den ganzen Aust (Ernte) über im Dienste bleiben und dann seinen vollen Lohn empfangen. Spätere Bestimmungen, so vom Jahre 1444 und 1478, gestatten den Leuten die Verheiratung, wenn Ersatz gestellt wird. Die Nürnberger Dienstbotenordnung vom Jahre 1521 bezeichnet als gesetzliche Ursache zum Verlassen des Dienstes, eingeschlossen Nichtantritt desselben, Krankheit, Verheiratung, Tod der Eltern, Vermögensverfall des Dienstgebers.

Verließ der Dienstbote aber ohne einen derartigen Grund seinen Dienst, so ging es ihm gar übel. Denn der Kontraktbruch der Dienstboten wurde vom Mittelalter auf fast barbarische Weise gestraft. Wurde der Dienstflüchtige wieder ergriffen, so mußte er nicht nur seinem Dienstgeber mindestens ein halbes Jahr umsonst dienen, sondern auch noch der Stadt- oder der Landesherrschaft eine hohe Buße zahlen. So nimmt das sehmarnische Landrecht vom Jahre 1528 den halben Jahreslohn des entlaufenen Dienstboten für den Grafen von Holstein in Anspruch, die andere Hälfte erhält der Dienstherr. Die preußischen Ordensgesindeordnungen setzen für die Landesherrschaft Bußen von 1 bis 3 gute Mark Silber fest, der Rat von Basel 1685 3 Pfund Pfennige.

Außerdem erwarteten den Dienstflüchtigen auch noch schwere körperliche Strafen oder die Stadtverweisung. Nürnberg setzte fremdes Gesinde acht Tage in das Lochgefängnis, Bürgerskinder acht Tage in die Eisen und ließ dann die Fremden auf vier, die Bürgerskinder auf zwei Jahre aus der Stadt weisen. In Basel erhielten die kontraktbrüchigen fremden Dienstboten außer der festgesetzten Geldstrafe Gefängnis und zwei Jahre Stadtverweis. Die Bürgerskinder kamen zwei Tage und zwei Nächte in den „Hexen-Kefich" und wurden außerdem vom Stadtbüttel „zum Abschewen und Exampel" öffentlich durch die Stadt geführt. In Berlin wurden die Dienstboten erst körperlich gezüchtigt und dann in das Gefängnis gesteckt. Wurde dort doch schon bloßer „Mangel an Arbeitsamkeit und Gehorsam, Trotz und Widerspenstigkeit" mit der „Karre" und dem Arbeitshause gestraft. (Gesindeordnung vom Jahre 1718.)

So barbarisch und folgenschwer auch die mittelalterlichen Kontraktbruchstrafen waren, so konnten sie doch die überaus häufige Dienstflucht in jener Zeit nicht hemmen. Die brutale und harte Behandlungsweise, welcher das Gesinde meistens unterworfen war, ließ immer und immer wieder die gequälten Dienstboten das Risiko des Kontraktbruches auf sich nehmen, nur um ihrer Diensthölle zu entfliehen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die allgemeine Behandlung der Dienstboten in der Vergangenheit, in der „guten, alten Zeit", nicht nur nicht patriarchalisch, sondern über alle Maßen roh und grausam war. Im Jahre 1787 bemerkt der Enzyklopädist Krünitz über die Dienstverhältnisse der damaligen Zeit: „Viel Herrschaften achten ihr Gesinde gar nicht. Sie halten es nicht besser als das liederlichste Bettelvolk in der Republik, ja sie betrachten sie kaum als Menschen. Sie sind grausam wider sie und fordern mehr Arbeit von ihnen, als Menschen leisten können." Im Jahre 1746 mußte selbst die Berliner Polizei die „Herrschaften" mahnen, „mit sonst gutem Gesinde" nicht zu hart verfahren, noch dasselbe ohne Ursache und um jeder Kleinigkeit willen mit empfindlichem Schimpfen und Schlägen, Arrest und dergleichen schönen Dingen zu traktieren.

Das Prügelrecht der Dienstgeber resultierte aus der hausherrlichen Gewalt und dem Hörigkeitscharakter des mittelalterlichen Dienstvertrages. Zuweilen hatte man das Prügeln des Gesindes in ein förmliches System gebracht. Charakteristisch hierfür ist die Hofordnung des Grafen Christoph v. Hardenberg vom Jahre 1666, die dekretiert: „Wer in Briefe guckt, auch wenn sie offen daliegen, soll drei Tage hintereinander die Bastonade erhalten und fortgejagt werden. Wer die Zeit verschläft, dem sollen die Hosen glatt angezogen und sechs Hiebe gegeben werden. Wer naicht, soll gezwungen sein, heiße und brennende Speisen zu fressen. Wer auf eine Frage nicht sofort antwortet, empfängt sechs spanische Nasenstüber. Wer ungewaschen aufwartet, dem soll man mit scharfen Ruten die Hände peitschen, bis sie bluten. Wer laut lacht, erhält vier Hiebe auf die Finger. Wer ein Glas übervoll einschenkt, zwanzig Hiebe nach der Peitschenordnung usw." Eine derartige Prügelordnung war so recht nach dem Herzen der damaligen Zeit.

Selbst dort, wo das Gesetz das Prügeln des Gesindes nicht erlaubte, wie zum Beispiel in Nürnberg, wurde doch noch allgemein und oft auch maßlos geschlagen. Im Jahre 1355 zahlte eine Hausfrau, die einer Magd den Arm gelähmt hatte, die lumpige Buße von 20 Schilling.

Daß das Prügelparadies des Gesindedienstes nicht viel Verlockendes bot, ist daher begreiflich. Wer nur irgend konnte, suchte sich diesem zu entziehen. Am ehesten möglich war dies naturgemäß in den Städten, wo sich anderweitiger freier Erwerb durch Nähen, Spinnen, Waschen, Stricken, als Tagelöhner usw. reichlich bot. Auch das Handwerk bot Unterschlupf, da viele Handwerker, um männliche Arbeitskräfte zu sparen, eine größere Anzahl Mägde als Hilfsarbeiter einstellten. 1519 gestattete der Rat von Nürnberg den Beutlern und Säcklern, den Nestlern und Handschuhmachern, „das inen ire

Hausmaid zum handwerk ziemliche Handreichung ihm mögen", doch untersagte er ihnen auf das schärfste, sie in die Werkstatt zu setzen.

Gern sahen die mittelalterlichen Behörden dieses „Setzen auf eigene Hand" natürlich nicht. 1471 erließ der Rat von Nürnberg ein Mandat, worin er den Bürgern der Stadt sein Mißfallen darüber ausdrückte, daß deren Töchter den Dienst bei „ehrlichen und rechtschaffenen" Herrschaften verschmähten, ihren Eltern „beschwerlich" auf dem Halse lägen, dem Müßiggange frönten und sogar auf schändliche Weise ihren Lebensunterhalt suchten. Arbeitsscheuen Mädchen drohte er mit Entziehung jeglichen Almosens, wenn sie ins Alter und in Not kämen. Die Polizei wurde angewiesen, solche Müßiggängerinnen, die ihren Eltern oder Verwandten zur Last fielen, oder aus Bequemlichkeit sogenannte „Innensitzerinnen" machten, aufzusuchen und sie wie gewöhnliches herrenloses Gesindel zu behandeln, d. h. sie unter Umständen zur öffentlichen Arbeit zu zwingen oder aus Nürnberg auszuweisen. Die Herrschaften aber wurden aufgefordert, „vorzüglich hiesige ehrliche Bürgerstöchter" in Dienst zu nehmen.

Die preußische Gesindeordnung von 1444 bedrohte alle diejenigen, die sich, wenn auch nur für kurze Zeit, dem Dienen entzogen, mit Kettenhaft oder Verlust eines Jahreslohnes. Nach Ablauf eines jeweiligen Dienstes durften die Dienstboten höchstens vierzehn Tage stellenlos bleiben, es wäre denn, daß sie bei ihren Eltern oder Verwandten Aufenthalt nahmen. Fremde Personen, die stellenlose Dienstboten länger als drei Tage beherbergten, machten sich strafbar.

Andererseits erhielten die größeren Städte wieder reichlichen Zulauf von Dienstsuchenden vom Lande, die gern in die Städte zogen, da dort der Dienst im allgemeinen immer noch leichter und bequemer als auf dem Lande, die ganze Lebenshaltung auch reichlicher und vorzüglicher war.

Vergebens war es auch, daß die Landesordnungen, zum Beispiel die preußische, alle abgewanderten Bauernsöhne und Töchter zugunsten der daheimgebliebenen von jedem Erbteile ihrer Eltern ausschloß. Wer irgend konnte, zog doch schon damals zum Dienen vom Lande nach der Stadt. Später suchte man der Landflucht durch den direkten Gesindezwangsdienst Einhalt zu tun, so in Sachsen, Württemberg usw. Friedrich II. dekretierte 1746, „daß Eltern gemeinen Standes ihre Kinder, die sie nicht ernähren und nicht selbst gebrauchen können, anderen Leuten in den Dienst hingeben müssen, wozu sie erforderlichen Falles mit allem Nachdruck anzuhalten sind".

Um die Dienstboten dauernd unter Aufsicht zu halten, auch die Aufnahme von Dienstboten, welche nicht ordnungsgemäß den Dienst verlassen, zu verhindern, führte das Mittelalter schon frühzeitig den Zeugniszwang und die Städte die Regelung des Gesindevermietungswesens durch. 1530 bestimmte das Reich auf dem Augsburger Reichstage, daß niemand eines anderen Knecht oder Dienstboten in seinen Dienst nehmen durfte, der nicht vorher eine Urkunde oder einen Paß über seine Personalien vorgelegt hatte. In Nürnberg gab 1579 der Rat den Kanzleiboten den Befehl, keinem Knecht mehr eine Stelle zu verschaffen, der nicht einen „ehrlichen Abschied" aufweisen konnte. Die Berliner Gesindeordnung führte 1684 den Entlassungsschein und das Führungsattest ein, die später mit 6 Pf. pro Stück gekauft werden mußten. Niemand durfte bei 40 Taler Strafe einen Dienstboten ohne solches einstellen und jede „Herrschaft" war verpflichtet, bei „ordnungsmäßer Aufkündigung" einen solchen zu verabfolgen.

Das Vermieten des Gesindes stand in den Städten unter Aufsicht des Rates und durfte nur durch besonders konzessionierte Gesindemakler erfolgen. So besorgten in Nürnberg die geschworenen Kanzleiboten das Vermieten des männlichen Gesindes im Nebenamte. Für das weibliche Personal fungierten eidlich verpflichtete „Zubringerinnen", die den Dienstgebern ohne Unterschied des Standes und Vermögens, „gut und fromm ehehalten (Gesinde) um ziemlichen Lohn" zuweisen sollten. Für die Mühewaltung der Zubringerinnen hatte der Nürnberger Rat schon sehr frühe eigene Taxen aufgestellt. Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts sollte der Dienstgeber der Zubringerin nicht über 15 Pf., der Dienstbote ihr nicht mehr als 12 Pf. verabreichen. Die Verordnung vom Jahre 1579 setzte, weil die Zubringerinnen die Herrschaften „mit schankung und anderweg" etwas viel beschweren", bei einer Strafe von 5 Pfund neue Heller die Taxe für den Dienstgeber auf höchstens 36, für den Dienstnehmer auf höchstens 24 Pf. fest.

Daß die Gesindevermieterinnen zur Zufriedenheit der Ratsbehörden und der Dienstsuchenden und Dienstgebenden gearbeitet hätten, läßt sich gerade nicht behaupten. Ein häufiger

Am Waldrand. Nach einem Gemälde von G. Marschall.

Dienstwechsel lag ja im Interesse der Vermieterinnen, und so taten sie redlich das ihre, um einen solchen herbeizuführen. Die meisten städtischen Dienstbotenordnungen enthalten bittere Klagen und schwere Strafandrohungen gegen das „Abspänstigmachen" des Gesindes durch die Vermieterinnen. Nebenbei trieben jene noch allerhand Praktiken, die den Staatsbehörden ebenfalls nicht behagten. Sie beherbergten zum Beispiel Gesinde, trieben Winkelwirtschaft usw. So wird 1746 in Berlin den Gesindemaklern, Bier- und Kellerwirten wiederholt untersagt, komplottierendes Gesinde bei sich zu dulden oder auch Verleumdungen, Afterreden, Durchhechelung und Beratschlagungen wider die Herrschaften zu gestatten.

Was die Lohnverhältnisse der mittelalterlichen Dienstboten anbetrifft, so waren diese der niedrigen sozialen Klassenlage derselben entsprechend, auch wirtschaftlich so niedrig wie nur möglich. Das Mittelalter wollte nicht nur willige, sondern auch billige Arbeitskräfte. Vor allem auf dem Lande zeterten die Grundbesitzer, wie sie dies ja heute noch tun, über die Begehrlichkeit des Gesindes. Als in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Gesinde auf Erhöhung des elenden Naturallohnes drang, erklärten die Grundbesitzer, daß das Gesinde die Herrschaften „auswuchere" und die Bauern in große Armut brächten! Natürlich beeilten sich sowohl die Stadt- wie Landordnungen schon frühzeitig, die Dienstboten mittelst der Lohntaxe an die Hungerkandare zu nehmen!

Die Zahl der Lohntaxen ist an sich erstaunlich groß, doch gestatten sie keinen zuverlässigen Ueberblick über die wirkliche Höhe der gezahlten Löhne, da bei der so rasch wechselnden Kaufkraft des Geldes, der sich häufenden Münzverschlechterung die bloße Zahl fast immer nur ein leerer Begriff bleibt. Dazu kommt, daß die gezahlten Löhne immer mit den verschiedensten festen Nebeneinnahmen, Kleider- und Schuh-, Bier- und Weingeld usw. verbunden waren. Besonders auf dem Lande war die Lieferung von Schuhen, Kleidern, Leinwand, Tuch usw. neben einem gewissen Geldlohne allgemein üblich. So unterläßt der Rechnungsführer der Deutschherren zu Weinheim beim Mieten von Gesinde niemals, die zu liefernde Kleidung oder Schuhe usw. genau zu fixieren.

Trotz der hohen Strafen, die auf Uebertretung der Lohntaxen standen, die Berliner Gesindeordnung vom Jahre 1718 büßte jeden über die Taxe hinausgehenden Taler das erstemal mit 50, bei weiteren Fällen mit je 100 Talern, erreichten die Lohntaxen doch nicht ihren Zweck. Wer Dienstleute brauchte, suchte sich eben solche zu verschaffen, und da war ein höheres Lohnangebot, als anderswo gezahlt wurde, das sicherste Lockmittel. Auch sonst scheute man sich nicht, durch Versprechungen, Geschenke usw. anderen die Dienstboten abzujagen. Zahllos waren daher im Mittelalter die Ratsverbote, „den leuten durch kuchen oder Trinkgeld. Leikauf und ander Vorwand ire redliche ehehalten nit abzuspannen". (Nürnberg, 17. Jahrh.)

War die Lage der Dienstboten schon schlimm in gesunden, so war sie natürlich noch schlimmer in kranken Tagen. Im allgemeinen waren die Dienstgeber wohl durch Gewohnheitsrecht bei Krankheit oder Unglücksfall zur Pflege des Gesindes verpflichtet, mußten wohl auch für den Arzt aufkommen. (Marienburger Treßlerbuch, 1399 bis 1444.) Die Dauer dieser Verpflegungsfrist war aber nur in den seltensten Fällen geregelt. Dauerte die Krankheit länger und konnte man das Gesinde nicht in ein Spital abschieben, überließ man den Kranken einfach seinem Schicksale. So drohte im Jahre 1667 in Nürnberg der Freiherr von Lichtenberg, er wolle seine kranke Dienstmagd, falls sie nicht unverzüglich ins Spital aufgenommen würde, einfach auf die Gasse setzen. Auf dem Lande, wo es an Asylen und Spitälern fehlte, mag dies auch oft genug vorgekommen sein. Mehr als um das körperliche, kümmerten sich die damaligen Dienstbotenordnungen um das „geistige" Wohl des Gesindes. Regelmäßig die Kirche zu besuchen, wurde Herrschaften wie Dienstboten unter Strafandrohungen eingeschärft. Wer von dem Gesinde den Kirchgang schwänzte, büßte 1 guten Schilling. Die Gesindeordnung des Klosters Königsbrück bei Selz (15. Jahrhundert) bestimmte, wer nicht bei Tische oder das Ave Maria betet, zahlt 1 Batzen. Zeigt es der Hofmeister nicht an, büßt jener 2 Batzen. Wer Sonntags nicht die ganze Messe und Predigt hörte, bekam des Mittags kein Fleisch und büßte 5 Schilling.

Jahrmarkt in Masuren. Nach dem Gemälde von R. de Witt.

Das Land der Zukunft.

Erlebnisse von Leo Kolisch. (Schluß.)

Ich habe auch das Schafscheren gelernt; das heißt, ich weiß, wie man schneidet: die Wolle muß, wenn das Schaf geschoren ist, die volle Form des Schaffelles haben. Aber praktisch war ich als Schafscherer, wenigstens als Akkordscherer, nicht zu gebrauchen; ich war zu vorsichtig, zu langsam, zu zärtlich mit den Tieren. Wenn ich der Haut des Schafes zu nahe kam oder gar dieselbe ritzte, hielt ich mich zu lange auf bei der Untersuchung, ob ich dem Tiere etwas gemacht habe. Und als ich den ersten Tag volle zwanzig Schafe geschoren, also nur abzüglich der Kost einen ganzen Peso und dreißig Cent, den zweiten Tag etwa zwei Pesos verdient hatte, hing ich die Scheren an den Nagel und ging in Taglohn; zwei Pesos fünfzig Cent, Abzug fürs Essen 30 Cent. Das war eigentlich kein besonders hoher Lohn, aber mehr war nicht zu erzielen.

Zu tun gab es bei der Schur wahrlich genug. Der Schuppen, in dem sie stattfand, war von riesigen Korralen (Schafpferchen) umgeben. Die Ovejeros (Hirten) brachten die Herden, gewöhnlich 2—3000 Stück, bis in den äußersten Korral; von dort mußten wir die Schafe in die innere Korrale treiben. Mit Anstrengung aller unserer Stimmittel, mit großen Blechbüchsen, in die wir Steine hineingetan hatten, trieben wir die Tiere bis in den letzten Abteil; dann wurden sie nach Alter und Geschlecht sortiert und in den Schuppen getrieben. Dort drängten in dem Mittelgange tausende Schafe. Links und rechts waren eine Menge Abteilungen für je einen Scherer; wenn dieser Schafe brauchte, schob er ein Gitter in die Höhe, eine Anzahl Schafe wurden in seinen Raum hineingestoßen, und weiter klapperten die Scheren. Waren einmal genug Schafe in den Korralen und im Schuppen, so mußten wir Tagarbeiter an die Pumpen; vor dem Schuppen lag nämlich das Schafbad, welches jedes frisch geschorene Schaf passieren mußte. Jeden Tag zweimal mußte die Mischung, Arsenikpräparate, gekocht und ins Bad gelassen werden; dann wurde die nötige Menge Wasser hineingeleitet und das Vergnügen konnte losgehen. Der Eingang ins Bad war mit einer Falltür verkleidet, denn die Schafe dürfen das Bad nicht sehen; ein Tier, das einmal im Bad gewesen ist, fürchtet dasselbe wie das Feuer.

Binnen acht Tagen war ich in meiner Kleidung so weit heruntergerissen, daß ich voraussah: wenn ich noch acht Tage weiterarbeiten würde, hätte ich nichts mehr zum Anziehen.

Ich meldete mich also zur Wollabteilung. Die Arbeiter hatten dort erstens die Vließe, wie sie die Scherer abschnitten, fortzuschaffen und zu sortieren. Andere mußten die Wolle zu Ballen pressen, wieder andere die Ballen verladen helfen. Ich kam an die Presse. Auf dem Boden der Presse war die „Lona", die Haderleinwand, ausgebreitet. In Rillen, die in den Boden- und Seitenflächen der Presse eingelassen waren, wurden Reifeisen gelegt, dann wurden die Felle in der Presse aufgeschichtet und der Stempel mit zwei mächtigen Hebebäumen heruntergedreht. War die Wolle genügend zusammengepreßt, dann wurde die Leinwand vernäht, die Reifeisenstäbe vernietet und der Wollballen war fertig. Ein solcher Ballen wiegt 350 bis 400 Kilogramm. Daraus ergibt sich schon, daß auch da die Arbeit nicht zu leicht war.

So verstrich in angestrengter Tätigkeit Woche auf Woche. Oft war ich früh müder als abends, so nahm mich die überschwere Arbeit mit; und doch war ich an jede schwere Arbeit gewöhnt.

Sechs Wochen arbeitete ich in der Kompagniefarm, der Monat November ging schon zur Neige; am 25. November sollte die Schur feierlich beendet werden.

An diesem Tage passierte ein kleiner Zwischenfall, der mir die Lust an Patagonien einigermaßen verleidete. Als die Scherer ihren Lohn ausgezahlt erhalten hatten, ging natürlich gleich das Saufen los. Und dabei gerieten ein Spanier und ein Indianer in Streit; sie begaben sich auch sofort vor das Kochhaus, um die Sache „ritterlich" auszutragen. Der Spanier, ein Riese, hatte weiter nichts als eine Nebenque (schwere argentinische Reitpeitsche), der Indianer sein Messer; zweimal schlug der Europäer den Indianer zu Boden, ehe jener ordentlich zustechen konnte; als sich der Araukaner aber das drittemal erhob, gab er dem Spanier sofort eins ins Herz und einen Stich in den Oberschenkel, der die Schlagader durchbohrte. Beide Stiche waren tödlich; der Spanier schlug hin und in einer Viertelstunde war alles vorbei.

Das wirklich Ekelhafte aber begann erst jetzt (denn ein Kampf von Mann zu Mann ist in Argentinien weder etwas Unehrenhaftes noch etwas Außergewöhnliches). Der Indio war, als der Spanier hinfiel, sofort ins Kochhaus gerannt, hatte seine Habseligkeiten zusammengerafft, war auf ein Pferd gesprungen und in einigen Sekunden hinter dem nächsten Bergrücken verschwunden. Und nun geschah etwas Unglaubliches: die Landsleute des Ermordeten stürzten auf diesen zu und begannen ihm die Taschen auszuleeren.

Zwei oder drei Engländer und wir zwei Deutsche galoppierten dem Indio nach; der war aber schon über alle Berge; als wir zurückkamen, saßen die Spanier bei ihrem toten Landsmann, weinten, sangen Klagelieder und beteten.

Der Indio hat sich einige Tage später in San Julian gestellt. Er erzählte ganz trocken, daß er gar nicht die Absicht gehabt habe, zu fliehen; er wollte nur seine Pferde nach den Kordilleren bringen, denn er habe kein Vertrauen zur Polizei. Strafe erwarte er nicht sehr viel, denn er habe ja in Notwehr gehandelt. Uebrigens hatte der Kerl den ganzen Kopf zerschlagen; wie er sich mit solchen Wunden so viele Tage im Kamp herumtreiben konnte, ist mir heute noch rätselhaft.

Am Tage nach diesem Vorfall wurden wir Tagarbeiter abgelohnt; ich sattelte sofort mein Roß und kehrte nach dem Hafen zurück. Einige Tage später hatte ich wieder neue Arbeit, diesmal als Farmkoch.

Die neue Stelle als Farmkoch ließ sich ganz gut an; ich hatte nicht allzuviel zu tun und konnte schalten und walten wie ich wollte, kein Mensch störte mich. Freilich hatte ich jetzt nur für drei Mann zu sorgen; die Schur sollte auf dieser Farm, sie lag zehn Meilen südwestlich von San Julian, erst in einer Woche beginnen.

Ich habe schon öfters hervorgehoben: „Da und dort hatte ich schöne Zeit", dasmal und dasmal hatte ich wenig zu tun usw. Das ist nämlich für den amerikanischen Arbeiter, der gewöhnlich sehr intensiv arbeiten muß, etwas ganz Außergewöhnliches und eine sehr willkommene Gelegenheit, um den Körper wieder etwas zu renovieren. Keineswegs möchte ich den Eindruck erwecken, als ob in Amerika die „schönen Zeiten" an der Tagesordnung wären, im Gegenteil; noch viel härter als in Europa sind in Amerika die Lebensbedingungen, wenn es auch andererseits an Gelegenheit, seine Arbeitskraft zu verkaufen, nie fehlt, wenigstens in Südamerika nicht.

Zwei Tage vor Beginn der Schur rief mich der Farmer: „He, Dutchman (Deutscher), wir wollen jetzt einmal Proviant machen gehen. Satteln Sie und nehmen Sie zwei Säcke mit."

Zehn Minuten später ritten wir der Meeresküste zu, die vielleicht fünf Meilen entfernt lag. In einer kleiner Bucht schaukelte ein Segelbot, das wir bestiegen, als wir unsere Pferde angebunden hatten.

„Wissen Sie jetzt, was ich holen will?" meinte der Farmer.

„Jedenfalls Pinguineier, nicht wahr?"

„Ganz richtig! Wenn wir aus der Bucht kommen werden, so sehen Sie nördlich, gegen San Julian zu, eine Insel; dort müssen wir hin."

Wir ruderten aus der Bucht. Als wir die freie Küste hatten, setzten wir das Segel auf und leicht und elegant tänzelte das Boot auf die Insel zu, welche ganz in der Nähe lag. Schon als wir das Eiland zu Gesicht bekamen, hörten wir ein vieltausendstimmiges Gekreisch; die Insel war ausschließlich von Vögeln, und zwar von Möven aller Art sowie von tausenden Pinguins bevölkert.

Der Pinguin ist einer der interessantesten Vögel, die es gibt. Er hat keine Federn, keine Flügel und keine richtigen, zum Laufen eingerichtete Füße. Ein kurzes flaumiges Haar bedeckt sein Fell und statt der Füße hat er Flossen. Der Vogel nährt sich von allerhand kleinen Fischen und Meergetier. Er lebt beinahe ausschließlich im Wasser und hat seine Glieder danach eingerichtet. Er ist ein Geselligkeitstier, das zu Tausenden beisammenlebt.

Solch eine Pinguinkolonie war die Insel, die wir jetzt betraten. In langen Reihen saßen die Tiere im Sand und bebrüteten ihre Eier. Sie ließen uns ganz ruhig herankommen; nur als wir Miene machten, sie von dem Neste wegzuschieben, hackten und bissen sie; aber der Mensch ist noch immer die stärkere Bestie gewesen. Es nutzte den armen Tieren ihr ganzes Geschrei, ihre Schnabelhiebe und Bisse nichts; in zwei Stunden hatten wir unsere beiden Säcke mit einigen hundert Eiern gefüllt.

Die Pinguineier sind etwa dreimal so groß wie die Hühnereier und haben eine äußerst harte Schale. Wir konnten sie also sehr gut transportieren.

Noch, als wir schon längst das Boot verlassen hatten und wieder auf unseren Pferden saßen, hörten wir das aufgeregte Geschrei der beraubten Vögel.

Die Eier schmeckten gar nicht so übel; sie waren ganz frisch, hatten aber einen ganz kleinen, nicht unangenehmen Nachgeschmack wie von feinem Lebertran; das kommt nämlich von der ausschließlichen Fischnahrung.

Am nächsten Tage trafen wir die letzten Vorbereitungen für die Schurzeit; wir mußten in den Kamp, Holz holen. Frühzeitig schon brachte der „Karrero" (Farmkutscher) seine vierzehn Ochsen, die an den unförmigen Riesenkarren, der auf zwei nahezu drei Meter hohen Rädern ruhte, gespannt werden sollten. Und es begann die Abreise.

Bereits das Anspannen der sieben Ochsenpaare war ein kleines Abenteuer für sich. Diese südamerikanischen Ochsenkarren sind höchst primitive Gefährte; auf den zwei Riesenrädern liegt ein großer, roh zubehauener Kasten; nach vorn gehen zwei Balken, an deren Ende je ein Joch befestigt ist; da sind die Plätze der beiden Leitochsen. Dann werden die übrigen Tiere paarweise vorgespannt. Gelenkt wird dieses vorsintflutliche Transportmittel von dem Karrero, der vorn vor den Leitochsen sitzt und von den „Piqueros", welche zu Pferde die Tiere nach der gewünschten Seite hin treiben müssen. Piqueros heißen die Ochsentreiber wegen der 3 Meter langen Ochsenstacheln (Piquos), mit denen die Tiere ermuntert werden, wenn sie im Laufen sind. Vor-

läufig aber hatten wir sie noch nicht einmal angespannt. Die Biester, die vielleicht ein halbes Jahr keinen Menschen gesehen hatten, ließen sich nicht so leicht unter das Joch bringen. Wenn wir einem Ochsenpaar mit vieler Mühe das Joch aufgelegt hatten und es einspannen wollten, bekamen gewöhnlich die schon angespannten Tiere den Rappel, wollten nicht stillhalten und liefen manchmal weit in den Kamp hinaus. Mehr als einmal gingen die Tiere mit dem Karren durch, trotzdem seine Räder so angebunden waren, daß sie sich nicht drehen konnten. Nach mehr als dreistündiger Arbeit hatten wir den Wagen endlich fertig. Nun gingen wir noch einmal ins Kochhaus, schnitten uns einige derbe Keile Hammelfleisch ab und tranken Mate. Dann holten wir uns ein halbes Schaf aus der Dispensa, warfen die Kochgeräte (bestehend aus einem Teekessel und einem Bratspieß), etwas Mate, Zucker und Salz und endlich einige Decken und Schaffelle auf den Wagen und fort gings. Jose, ein kleiner beweglicher Spanier, stolz vorn auf der Gabel, ich und mein Kompaniero Emilio (der arbeitete nämlich auch auf derselben Farm) als Piqueros hoch zu Roß, jeder an einer Seite. Der erste Tag der Reise war geradezu großartig. Die Luft war mild und blau und Menschen und Tiere waren wohlgemut. Wohl kamen wir in sehr schwieriges Terrain, in sogenannte „Piedrulla". Das ist loses Kiesgeröll, in dem die Räder und Hufe einige Zoll tief einsinken; wenn ein vollbeladener Wagen in solchen Boden gerät, so ist nach wenigen Schritten die Verwirrung fertig: die Räder bohren sich immer tiefer in das Steingeröll ein und wenn nicht sofort alle Energie angewendet wird, um Tiere und Wagen auf festeren Boden zu bringen, so bleibt das plumpe Gefährt unfehlbar stecken und nicht zwanzig Ochsen holen es heraus. Dann muß an Ort und Stelle abgeladen, die Räder müssen notdürftig freigemacht werden; darauf erst kann man versuchen, ob die Tiere den leeren Wagen aus dem Schutt bringen.

Wir passierten wohl hin und wieder solche Steinhalden, aber es war nicht gefährlich, und dann war ja der Karren auch noch leer.

Stunde auf Stunde verrann; langweilig trotteten die Ochsen vorwärts und langsam ritten wir zur Seite; nur der helle Ruf des Karreros zerriß manchmal die Stille. Einige „Montes" (Buschwälder) hatten wir schon passiert, aber die Qualität des Holzes schien unserem Führer nicht zu behagen. Endlich, es war schon ziemlich spät am Nachmittag, machte er Halt; wir waren mitten in einem ausgedehnten Busch.

Die Ochsen wurden losgebunden und mit der Huffessel an den Vorderbeinen freigelassen, so daß sie nur ganz kleine Schritte machen konnten. Sie wandten sich sofort alle nach einer Richtung und bald waren sie hinter dem nächsten Hügel verschwunden. „Dort in jener Senkung ist nämlich Wasser", meinte Jose.

Nun holten wir uns die Aexte und begannen Holz zu machen. Der Leser darf sich nicht ein Holzmachen in unserem Sinne vorstellen; dieser patagonische Busch ist ganz niedrig, die stärksten Pflanzen sind kaum mannshoch. Dagegen sind die Stämme sehr umfangreich und knorrig; dabei, weil diese sogenannte „Matas" Stachelpflanzen und noch dazu sehr verwachsen sind, äußerst schwer zugänglich.

Wir beide, Emilio und ich, warfen uns mit Feuereifer auf die Büsche und schlugen darauf los, daß die Splitter stoben; aber merkwürdigerweise hatten wir beide zusammen nach einer Stunde kaum so viel Holz als Jose, der etwa zweihundert Schritt von uns arbeitete.

„Seht Ihr", meinte Jose, als er uns ein Weilchen zugeschaut hatte, „das müßt Ihr so machen." Er führte einen Schlag gegen einen dicken Stamm, dann hob er seinen rechten Fuß und trat mit dem Stiefel so dagegen, daß er prasselnd zusammenstürzte.

„Und nun werde ich Euch noch eine andere Methode zeigen."

Er ging auf eine Gruppe von Büschen zu und zündete das dürre Unterholz an.

„Jetzt laßt es nur ganz ruhig ausbrennen und arbeitet weiter."

Nach einer halben Stunde war die ganze Gruppe ausgebrannt; das heißt die kleineren Aeste, die Stacheln und dürren Blätter waren vom Feuer vernichtet worden. Dagegen waren die eigentlichen Stämme nur wenig angegriffen. Jetzt konnten wir ganz leicht dazu und Beil und Stiefel hatten bald aufgeräumt.

Als die Sonne sank, hatten wir wohl eine Wagenladung starker Aeste und Strünke beisammen; ebenso viel wie wir hatte der Karrero allein gemacht.

Nun suchten wir uns einen schönen Platz aus, zündeten uns ein Feuer an und steckten unser halbes Schaf an den Bratspieß; ich ging um Wasser und fand dabei auch noch zwei Straußeneier; da konnten wir also heute nicht verderben.

Am nächsten Morgen, — im Kamp steht man mit der Sonne auf — luden wir das gefällte oder vielmehr gebrochene Holz auf; gegen elf Uhr vormittags waren wir fertig. Nun wurden die Ochsen wieder herangetrieben und angeschirrt; diesmal ging das schneller, weil die Tiere müde und doch schon wieder etwas an das Joch gewöhnt waren.

Jedoch an den Heimweg werde ich ewig denken; ungefähr vier Stunden lang ging alles gut; aber dann kamen wir in die Steinhalden; einmal konnten wir uns noch geradeso herausarbeiten; der nächste Kiesstreifen war schon bedeutend breiter; auf einem Hügel hielt Jose an und meldete uns, daß wir jetzt in sehr gefährliches Terrain kommen: „Nehmt alle Kräfte zusammen, stecht, haut und vor allem brüllt so viel Ihr könnt, sonst bleiben wir stecken!"

Und wir blieben auch stecken. — Der Karrero Jose trug selbst die Schuld daran; er hatte nämlich die Tiere auf die Seite gelenkt, wo zwar die Steigung nicht so groß, der Kies aber tiefer war. So saßen wir denn fest; Jose brüllte, weinte, schrie und betete, dann zog er seinen Revolver, wollte erst die Tiere, dann uns und dann sich selbst erschießen. Schließlich riß er einen dicken Ast vom Wagen und zerhieb ihn an den Ochsen; aber alles half nichts, wir saßen fest; es blieb weiter nichts übrig als abzuladen und den leeren Karren herauszuholen. Das hielt uns ganze drei Stunden auf, die der arme Jose mit unaufhörlichem Fluchen auf sich, auf uns, auf die Ochsen und „die Sau, die sie geboren habe", ausfüllte. Endlich waren wir wieder draußen; um keine Steinhalde mehr passieren zu müssen, machten wir einen Umweg von drei Meilen, so daß wir erst spät in der Nacht in der Farm anlangten; sehr müde, noch mehr hungrig und gänzlich heiser.

Am nächsten Tage trafen die Scherer ein; nicht gerade viele, denn der Farmer hatte ja „bloß" achttausend Schafe. Sieben Scherer und vier Tagarbeiter sollten die „Esquila" in zehn Tagen beenden. Eine so zusammengewürfelte Horde von Desperados hatte ich noch nie beisammengesehen: zwei Engländer, drei Kreolen, fünf Gallegos und ein Indianer; alle jedoch gaben sich als echte Gauchos. Aber so verwahrlost die Leute aussahen, so verwöhnt, so anspruchsvoll waren sie in bezug auf die Kost; dem war das Brot zu weiß, dem zu schwarz; das Fleisch war ihnen einmal zu zivilisiert zubereitet, ein andermal zu wild. Wenn ich einmal den Engländern, meinem Landsmann Emilio und nicht zuletzt mir zuliebe ein europäisches Gericht, eine Mehl- oder Reisspeise machte, brach eine halbe Revolution aus; weder mit Kaffee noch mit Tee waren sie zufrieden.

Nur der Umstand, daß ich jetzt gewissermaßen ihr Brotvater war, daß sie meiner Arbeit dringend bedurften, hielt die Kerle ab, gegen mich agressiv zu werden. Ich hatte selbstverständlich immer meinen Revolver in Bereitschaft, im Falle es den Herren Mordgesellen einfallen sollte, an mir ihr Handwerk ausüben zu wollen. Es verging Tag um Tag. Ich kochte, briet, machte Brot und schaute mich nicht viel um die Kerle um. So nahte die Stunde, in der die letzten Schafe, geschoren und gebadet, wieder in den Kamp hinausgelassen wurden. Und je näher das Ende der Schur kam, desto blutdürstiger wurden die Kompadres. Ich ließ mir darüber freilich keine grauen Haare wachsen, die Kerle sollten nur kommen!

Und sie kamen auch. Nach der Auszahlung ging selbstredend das Gesaufe los und wie sie ordentlich angeregt waren, fielen sie über mich her; aber sie hatten eben nicht damit gerechnet, daß ich auch einer war, der bereits mit seinem Leben abgeschlossen hatte und sich nichts daraus machte, etwas zu riskieren. Natürlich ließ ich mich auf einen Kampf gegen mehrere gleichzeitig nicht ein; immer hübsch einer nach dem andern! Und damit waren sie auch zufrieden.

Ich hatte mir bald Respekt verschafft, ohne jemanden ernsthaft zu beschädigen. Also wir schlossen Frieden; das heißt, sie ließen mich in Ruhe und marschierten am nächsten Morgen ihres Weges und ich blieb vorläufig auf der Farm. Freilich jetzt nicht als Koch, sondern als Farmarbeiter. Nun preßten wir die Wolle, die in hohen Stößen den Wollschuppen füllten und schafften die Ballen an die Playa (Seestrand); von dort sollte sie der nächste Dampfer mitnehmen. So verging in emsiger Arbeit noch ein Monat und schon nahte wieder der rauhe Herbst.

Ich hatte in den letzten Wochen doch wieder Sehnsucht nach Nordargentinien bekommen, denn erstens war man dort doch nicht so außer aller Kultur; wenigstens konnte man täglich Briefe empfangen und fortschicken, während in den patagonischen Häfen kaum monatlich einmal Gelegenheit dazu ist.

Und als Mitte Februar mein alter Bekannter, der Dampfer „Presidente Roca", ein hübscher Hamburger Kasten, einlief, da hielt es mich nicht länger; ich rechnete mit meinem Patron ab und ging. Bei dieser letzten Lohnabrechnung in Südargentinien machte ich noch eine sonderbare Erfahrung. Der Farmer gab mir nämlich einen Scheck auf meinen Lohn, vergütete mir aber die Auslagen nicht, welche ich bei dem Einkauf der Lebensmittel gehabt hatte. Der Mann hatte nämlich, wenn ich für die Küche etwas gebraucht hatte, das Zeug im Hafen ganz einfach auf meine Rechnung setzen lassen.

Also: Ein Farmer nimmt sich über die Schurzeit, über d i e Zeit, wo er und die Scherer ein Riesengeld verdienen, einen mäßig bezahlten Koch und will denselben noch die Lebensmittel bezahlen lassen, die er zu verarbeiten hat.

Ich wurde aber auch d a m i t fertig; freilich hatte ich nicht Zeit mich lange mit dem Kerl herumzustreiten, denn der Dampfer sollte ja in zwei Tagen abgehen; aber ich half mir anders; ich bezahlte einfach im Almacen nur das, was ich persönlich für mich gekauft hatte; den Betrag der Küchenrechnung ließ ich stehen; ich war überzeugt, daß der „Almacenero", ein Landsmann, sich an dem Farmer mehr als schadlos halten werde; und das hatte der Kerl auch verdient. Noch an demselben Tage sprach ich mit dem Kapitän des „Presidente Roca" wegen Arbeit, die ich auch sofort erhielt. Die patagonischen Küstendampfer haben nämlich neben ihrer Bemannung auch einen Stock von Stauern, von Ladungsarbeitern; aber gerade um diese Zeit, nach der Schafschur, wurden stets mehr Leute gebraucht und aufgenommen, und so schwamm ich denn in zwei Tagen Buenos-Aires entgegen.

Feuilleton.

Das Kölner Gemetzel von 1846. In der Vorgeschichte der preußischen Märzrevolution sind von großer Bedeutung solche Vorgänge, die das Verhältnis zwischen Militär und Zivil illustrieren. Dafür sind Ereignisse in einer Menge von Garnisonplätzen bezeichnend. Sehr interessant ist beispielsweise das Kölner Gemetzel von 1846 und die Auseinandersetzungen, die sich daran knüpften. Den Anlaß zu militärischen Ausschreitungen gaben in der rheinischen Metropole Reibereien zwischen einer Volksmenge und der Polizei, die gelegentlich der Kirmeß am St. Martinstage im August 1846 stattfanden. Knaben hatten Feuerwerk abgebrannt, die heilige Hermandad war dagegen „eingeschritten", und darauf von der Masse ins Gedränge gebracht worden. Das Ende vom Liede war, daß das Militär auf dem Platze erschien und zur Räumung schritt. Damit war die Sache für den Tag erledigt. Sie wäre ohne Zweifel überhaupt erledigt gewesen, wenn man nicht zum nächsten Tag wieder das Militär in großer Stärke hätte aufmarschieren lassen. „Dies lag aber nun einmal," sagt ein Zeitgenosse, „in der alten Sitte des Polizeistaats, bei den geringsten Anlässen große Streitkräfte zu entfalten, um damit zu imponieren." Das Militäraufgebot hatte aber zunächst den Erfolg, große Mengen von Neugierigen herbeizulocken. Dann kam es wohl hier und da zu Neckereien zwischen etwelchen Zivilisten und Mitgliedern der bewaffneten Macht. Diese aber machte nun aus bloßem Unfug blutigen Ernst, indem sie auf einmal zum Bajonettangriff überging. Dabei wurden durch Stiche und Kolbenschläge viel Schaden angerichtet; außer den leichter Verletzten gab es mehrere Schwerverwundete und einen Toten. Nicht zufrieden mit dieser Heldentat, machten sich die Truppen nun, durch Kavallerie verstärkt, daran, in die Straßen der Stadt einzudringen, bis in ganz entlegene Viertel, wo völlig unbeteiligte Leute angefallen, Läden und Fenster von der bewaffneten Macht demoliert wurden. Die notwendige Folge dieser militärischen Brutalitäten war riesige Erbitterung in der Kölner Bevölkerung, und es wäre wahrscheinlich zu erneutem Blutvergießen gekommen, wenn nicht Oberbürgermeister und Gemeinderäte zum Guten geredet und durch Vorstellung beim Regierungspräsidenten erwirkt hätten, daß das Militär zurückgezogen wurde. Die städtischen Selbstverwaltungsorgane wandten sich ferner auch, um dem allgemeinen Unwillen über die Ausschreitungen des Militärs Rechnung zu tragen, mit einer Eingabe nach Berlin und baten darin, künftig erst benachrichtigt zu werden, ehe das Militär einschreite. Sie liefen aber übel an. Das erste war eine ministerielle Kundgebung, in der die Regierung, ohne auch nur die Ergebnisse der gerichtlichen Untersuchung abzuwarten, das Verhalten des Militärs völlig billigte und die den Soldaten schuldgegebenen Ausschreitungen in Abrede stellte. Weiterhin bezeichnete das Ministerium mit charakteristischem Nachdruck die offenkundige Tatsache als „wissentliche Entstellung", daß die Ruhe nicht durch das Militär, sondern durch Bürger hergestellt worden sei, und drohte schließlich, bei künftigen ähnlichen Auftritten werde die bewaffnete Macht nicht so nachsichtig sein, wie diesmal. Ganz im gleichen Sinn äußerte sich dann auch eine persönliche Kundgebung des Königs Friedrich Wilhelm, der es u. a. tadelte, daß die Kölner Kommunalbehörden den Anlaß zum militärischen Einschreiten einen geringfügigen genannt; vielmehr hätte der Tumult mit Waffengewalt müssen unterdrückt werden. Aus diesen Kölner und ähnlichen Vorfällen aber zieht ein Zeitgeschichtsschreiber zwei Jahre später, d. h. gleich nach der Märzrevolution, die Moral, daß daraus hervorgehe, „wie der Militärgeist von der Regierung auf jede Weise gepflegt und unterstützt wurde. Der Bürger im einfachen Rock werde geringer angesehen als der Mann, der des „Königs Rock" trug. Konnte es da wundernehmen, wenn Militär und Zivil sich feindlich gegenüberstanden, und trug nicht das Verfahren der Regierung die Hauptschuld davon? Tat sie doch alles mögliche, um die Garnisonen in den Städten nicht in innigeren Verkehr mit den Bürgern treten zu lassen, indem sie s. Zt. anordnete, daß sämtliche Regimenter alle vier Jahre ihre Garnisonen wechseln sollten. Die Geschichte hat denn auch später gezeigt, wohin dies System führte." y.

Neue Forschungsschriften. Reiseschilderungen und Forschungsschriften sind zweierlei. Die einen dienen dem Unterhaltungsbedürfnis des großen Publikums, die anderen der Wissenschaft. Nur wenige Bücher der modernen Länderforschung gibt es, die beides miteinander verbinden. Zu ihnen kann man entschieden J. C. E. Falls groß angelegtes Werk „Drei Jahre in der lybischen Wüste" (Herdersche Verlagsbuchhandlung Freiburg i. B. Pr. 8,50 Mk., gebd. 10 Mk.) rechnen, das Aufschluß über die Reisen, Entdeckungen und Ausgrabungen der Frankfurter Menasexpedition gibt. Das Werk ist archäologisch, kulturhistorisch und ethnologisch gleich interessant. Viel Ausdauer und ein zäher Mut, der drei lange Jahre frisch bleiben mußte, gehörten zum Gelingen der Expedition, die in den unzugänglichen Teilen der lybischen Wüste hart an der tripolitanischen Grenze zu arbeiten hatte. Was einem größeren Publikum das vorliegende Werk in erster Linie interessant und lesenswert machen dürfte, das ist des Verfassers freier und offener Blick für die Originalität von Land und Leuten. Er versteht es, das Geschaute geschickt zu schildern, lebendig vor uns hinzustellen. Man erfährt allerlei Wissenswertes über das Volksleben; auch fehlen die geschichtlichen Streiflichter nicht, die historisch das beleuchten und teilweise erklären, was die ethnologische Forschung im Dunkel läßt. Von rein wissenschaftlichem Interesse sind die Anfangskapitel, die sich eingehender mit den aufgefundenen Ruinen aus der ägyptischen, römischen und urchristlichen Epoche befassen, die Art der Ausgrabungen schildern usw. Wissenschaftlich besonders interessant ist auch noch das Schlußkapitel des Buches, das „Lieder aus dem lybischen Sandmeer" in guter Uebersetzung bringt; da finden wir religiöse Klänge, Schlachtgesänge, Liebespoesien, Kamellieder, Tierfabeln, Weltsprüche, Kindereime usw. Das mit reichem Bildschmuck (192 Illustrationen) versehene Werk ist ein rechtes „Wüstenbuch" das mit seinen Abenteuern, Erforschungen und Schilderungen nicht nur die Phantasie der Jugend, sondern auch den Geist des Erwachsenen, der einiges Interesse für Sitten und Bräuche in fremden Ländern hat, fesseln dürfte, zumal es spannend und anregend geschrieben ist.

„Zu Land nach Indien." Sven Hedin. Durch Persien, Seistan, Belutschistan. (Mit 308 ein- und mehrfarbigen Abbildungen und zwei Karten. In zwei Bänden elegant gebunden 20 Mk. Auch in 86 Lieferungen zu je 50 Pf. Brockhaus, Leipzig 1910.) Hedins Reise nach Indien bildete das Vorspiel seiner letzten Tibetreise. Das brauchte noch lange kein besonderes Verdienst zu sein, denn zu Land nach Indien ist vor Hedin schon mancher gezogen. Doch bei einem Forscher von Hedins Qualitäten darf man von vornherein annehmen, daß sein Weg abseits ausgetretener Straßen dahin führt, und so macht uns denn auch dieses Werk des unermüdlichen Schweden mit bisher unerforschten Gefilden, Wüsten, Einöden bekannt. Von Trapezunt bis zur persischen Hauptstadt bleiben ihm nur belaufene Karawanenstraßen, aber hinter Teheran breitet sich nach Indien hinunter die unermeßliche, von wenig Oasen unterbrochene Wüste. Was Hedin besonders lockt, ist die Kevir, die persische Salz- und Sumpfwüste, eine trügerische Oberflächenbildung mit dunklen Schlammgürteln und weißen spiegelglatten Salzflächen, die unter Regengüssen aufweicht und so schon mancher Karawane ein salzschlammiges Grab bereitet hat. Wochenlang zieht er an ihren Schlammrändern entlang, stellt ihre Grenzen fest, durchquert die riesige Sumpffläche zweimal und läßt sich erst nach dem gefahrvollen Werk von seinen Kamelen durch Seistan nach Belutschistan weiter tragen. Das alles schildert Hedin mit dem Stifte des gründlichen Geographen und der Feder des Dichters, die auch den geologisch trockenen Partien bunte Farbe zu geben weiß. In dieser Lebendigkeit des Reiseschilderers beruht Hedins schriftstellerische Kraft, während er in den (allerdings knappen) Partien politischer Betrachtung die großen ökonomisch-historischen Zusammenhänge übersieht und zu sehr durch die Touristenbrille betrachtet. So im Anfang, wo er von den Generalstreiktagen in Batum erzählt, oder wo er die persischen Zustände streift und die Hauptursache der Revolution in der „Ansteckung" durch die russische Revolution sieht. Aber wo immer er Land und Leute zeichnet, wo er von Strecken und Einsamkeiten der Wüste erzählt, wo er des großen Alexanders Heereszug durch Persien schildert, wo er Marco Polos Wegen nachforscht, wo er klimatische Veränderungen oder das Problem der Kevirentstehung beleuchtet, wo er von blutigen, ekelerregenden Religionsschauspielen in Täbris oder von der Pest in Seistan berichtet — da ist er scharfsichtig, phantasievoll, farbig und lebenstreu, wie seine Zeichnungen und Porträtskizzen, die mit prächtigen photographischen Bildern das Werk unterhaltsam ergänzen. Ebenso solid-vornehm wie die innere ist die äußere Ausstattung des Buches, ein Grund mehr, das Werk den Arbeiterbibliotheken zu empfehlen. r. g.

200 000 Brüsseler Arbeiter demonstrieren am 15. August für das allgemeine Wahlrecht.

Nachdruck des Inhalts verboten! Verantwortl. Redakteur: L. Salomon-Lessen, Berlin (Niederschönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg.
Druck: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68.